

die Kinder weggeholt, sie sind verwunden."

Dimitri wußte, was die Glocke geschlagen hatte: an diesem Morgen sollte ein Zug mit sowjetischen DP's Nizza verlassen. Er warf sein Werkzeug in die Ecke und rannte zum Bahnhof. So, wie er war. Der Heimkehrerzug war überfüllt. Er sah das Gepäck, sonst nichts von Frau und Kindern. Ein französischer Polizist, den er um Hilfe bat, zuckte die Achseln.

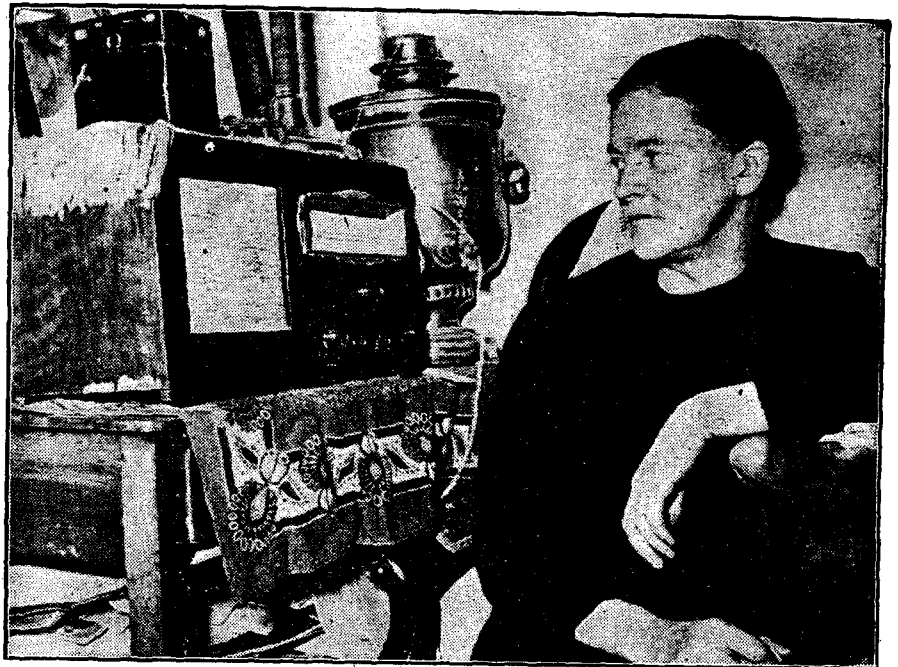
Der Zug fuhr an. Dimitri sprang in letzter Sekunde auf den letzten Wagen. In Cannes sah er Sophie und die Kinder, konnte sie aber nicht erreichen. Der Zug fuhr weiter. Nach Marseille. Dimitri beschwor die französische Bahnhofsbehörde. Ehe sie ihn verstanden hatte, setzte sich der Zug in Bewegung. Dimitri rannte den Bahnsteig entlang, dem Zug nach und schaffte es. Die Reise ging durch die Nacht, nach Saaburg.

In Saaburg gab es eine Paßkontrolle. Alle Reisenden mußten den Zug verlassen. Sophie ließ die Kinder auf dem Bahnsteig zurück. Dimitri, der keinen Ausweis bei sich hatte, mit dem er die französische Nationalität seiner Kinder hätte nachweisen können, pirschte sich an die Kinder heran. Ein Beamter des Transportkommandos schob ihn beiseite.

Verzweifelt rannte Dimitri zum Spezialkommissariat: „Man nimmt mir meine Kinder weg. Die Kinder sind Franzosen. Französische Staatsbürger! Das ist ein Rechtsbruch.“ Der Polizeiinspektor wandte sich an die sowjetischen Vertreter. Sie pochten auf den neuen sowjetischen Paß Sophies. Dimitri gab es auf.

Er ging zu seiner Frau und bat sie bescheiden, sich von seinen Kindern verabschieden zu dürfen. Dimitri ließ Marie, Zenobius und Olga von einem Straßenfotografen noch einmal aufnehmen. „Mit einem Herzen, schwer wie ein Grabstein“, kehrte Dimitri nach Nizza zurück. Es gab ihm kaum Hoffnung, daß der lebenswürdige Polizeiinspektor ihm noch nachrief: „Ich habe ein Gespräch nach Paris angemeldet. Ich halte den Zug hier fest, bis ich meine Anweisungen bekomme.“

Tage vergingen. Eines Morgens teilte man Dimitri mit, die französischen Behörden hätten den Grenzübergang seiner Kinder nicht gestattet. Tage später las er in einer russischen Zeitung von der französi-



„Ich werde bis zum Schluß kämpfen“: Sophie lauscht der Stimme Moskaus

schen „Unfairness“, drei russische Kinder an der Rückkehr in ihre Heimat gehindert zu haben. Die Kinder und ihre Mutter, behauptete die russische Zeitung, befänden sich noch immer in dem sowjetischen Rückkehrerlager Beaugard.

Dimitri fuhr nach Paris. Er erreichte eine Razzia für Beaugard. Man fand die Kinder. Man fand noch mehr: Dokumente und Waffen bei anderen Heimkehrern. Das Lager wurde geschlossen. Moskau protestierte. Paris schickte sowjetische Beamte nach Hause. Moskau protestierte wieder. Paris schickte eine Note. Es folgten Noten nach Noten.

Dimitri Spetschinsky konnte inzwischen seine Kinder aus Beaugard abholen. Die beiden Mädchen gab er in ein Kloster, den Jungen auf ein Internat. „Ich werde jetzt noch mehr arbeiten müssen als früher. Ich habe für die Kinder teures Schulgeld zu bezahlen. Nie werde ich Marie, Zenobius und Olga aufgeben“, erklärte Dimitri. Bei diesen Worten behobelte er emsig einen Tischtennisschläger.

Sophie ist auch nach Nizza zurückgekehrt. Sie wohnt bei Frau Postowsky, der Gattin des Präsidenten des sowjetischen Repatriierungskomitees. Der Präsident wurde nach der Razzia in Beaugard ausgewiesen. Sophie hat es noch nicht aufgegeben: „Ich werde bis zum Schluß kämpfen, um die Kinder in ihr und mein Heimatland zurückzubringen. Ich will nicht, daß sie unter Fremden aufwachsen.“

Jetzt sitzen die Richter

Verworrene Balkan-Mathematik

Wes Gallagher, ein Korrespondent der amerikanischen Nachrichtenagentur Associated Press, hat bei einer Tour durch Bulgarien die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, den er als „eine der amüsantesten Typen des Balkans“ charakterisiert. Es ist Konstantin Russenoff, ein kommunistisches Mitglied des bulgarischen Parlaments. Russenoff, der jahrzehntelang orthodoxer Priester und gleichzeitig fanatischer Kommunist war, ist in Bulgarien allgemein als der „rote Priester“ bekannt.

Frühere bulgarische Regierungen hatten den kahlköpfigen Geistlichen zu insgesamt 105 Jahren Gefängnisstrafe verurteilt. „Sieben Jahre war ich tatsächlich eingebuchtet“, strahlte Russenoff. „Meine Richter sitzen jetzt den Rest ab.“

Der 70jährige Kommunistenpriester, der wie ein rüstiger Fünziger wirkt, wurde von Gallagher gefragt, wie er es fertiggebracht habe, immer noch so jung auszusehen. Russenoff zitierte als Antwort eine Maxime bulgarischer Kommunisten: „Alt werden und sterben — das ist faschistische Sabotage“.

Im zweiten Anlauf

Dewey gegen Bazillen und Gangster

Niemand in den Vereinigten Staaten wußte bisher, was Thomas Edmund Dewey, der Gouverneur von New York und nominelle Parteiboss der Republikaner, von den nationalen und internationalen Problemen seines Landes dachte. Lange hatte er das alte, bewährte Spiel amerikanischer Präsidentschafts-Aspiranten gespielt: schweigen, die Volksmeinung auskundschaften und erst in der letzten Etappe des Präsidenten-Derbys mit populären Slogans aus dem Hinterhalt hervorpreschen. „Lächelnde Sphinx“ titulierten amerikanischen Zeitungen bis vor kurzem den New Yorker Gouverneur.

Jetzt hat Dewey seine Sphinx-Maske fallen lassen. In Boston hielt er seine erste politische Rede, nachdem er vor einem Monat offiziell seine Kandidatur angemeldet hatte (nach Harold Stassen ist Dewey der zweite Republikaner, der sich offiziell als Kandidat präsentiert — vgl. Spiegel Nr. 6/48).

Das heiße, innenpolitische Eisen faßte Dewey noch nicht an. Er bezog erst einmal außenpolitisch Stellung. Sein Fazit: „Die Außenpolitik der Truman-Regierung stellt einen Verrat der amerikanischen Interessen dar und muß mit Sack und Pack über Bord geworfen werden.“

New Yorks Gouverneur geht mit guten Chancen ins Präsidenten-Rennen. Seinen Mitbewerbern hat er vor allem schon die Erfahrungen eines anderen Präsidenten-



„Ich werde Euch nie aufgeben“
Dimitri mit Olga und Marie



Sonntags im Quett: Thomas E. Dewey und Frau Frances

schafts-Feldzuges voraus: Dewey kandidierte bereits einmal im Jahre 1944. Allerdings konnte er damals die Popularität seines großen Gegners Franklin D. Roosevelt nicht ganz erreichen und fiel mit 22 Millionen Stimmen gegen Roosevelts 25,5 Millionen durch. Es ist nun zwar eine alte amerikanische Tradition, daß ein durchgefallener Kandidat nicht noch einmal kandidiert. Aber die Freunde des Gouverneurs verweisen auf eine andere, eine Dewey-Tradition: er gewinnt immer erst im zweiten Anlauf.

Sie haben noch ein anderes Argument bereit: der Gouverneursposten von New York ist in der amerikanischen Geschichte schon viermal das Sprungbrett zum Weißen Haus in Washington gewesen, darunter auch für Theodore und Franklin Roosevelt. Schließlich wird auch Deweys Popularität als ein gewichtiges Faktum für den bevorstehenden Wahlkampf genannt.

Diese Popularität hat der immer modisch gekleidete 45jährige vor allem den Erfolgen zu danken, die er in den dreißiger Jahren als Generalstaatsanwalt im Kampf gegen die New Yorker Unterwelt verbuchte. Zwar hatte der Zeitungsverlegersohn aus dem Mittelwesten ursprünglich Opernbariton werden wollen. Er studierte Musik und Jurisprudenz zugleich und sang oft im Kirchenchor. Aber dann gab Tom, der Sänger, doch der Juristerei den Vorzug.

Die Entscheidung war charakteristisch für ihn: vor einem wichtigen Konzert bekam er plötzlich Halsschmerzen. Dewey verzichtete daraufhin prompt auf eine Karriere, die „so sehr von Bazillen abhängig ist“. Heute betreibt er das Singen nur noch für den Hausgebrauch: sonntags duettiert er mit seiner hübschen Frau Frances, einer geschulten Opernsängerin, die er einst auf dem Konservatorium kennenlernte.

33 Jahre war Dewey alt, als er den Sonderauftrag zur Bekämpfung des mächtig organisierten Verbrechertums annahm, das damals die Millionenstadt terrorisierte. Leichten Herzens gab er seine lukrative 8000-Dollar-pro-Jahr-Privatpraxis auf, weil ihn bei dem wesentlich schlechter-dotier-

ten Staatsposten die Aussicht auf öffentlichen Erfolg lockte. Mit 20 jungen Juristen, von denen er verlangte, daß sie Gesundheit und Leben ebenso riskieren sollten wie er, bezog er ein Stockwerk im Woolworth-Wolkenkratzer. Es wurde das Hauptquartier eines unerbittlichen Gangster-Krieges, der ganz Amerika faszinierte.

Kühn und unbestechlich im persönlichen Verkehr, als Ankläger brillant, drang Dewey kaltblütig in Spielhöllen und Spelunken vor. In einer Reihe von Sensationsprozessen verurteilte er 72 Schwerverbrecher zu über 7000 Jahren Zuchthausstrafen. Noch heute sprechen die New Yorker von ihrem Gouverneur als „gangbuster“ (Bandenzerstörer).

Doch als es 1938 um den Gouverneursposten von New York ging, erlitt der Mann mit dem eleganten Schnurrbärtchen, das er einst als Souvenir von einer Frankreichsreise mitgebracht hatte, eine empfindliche Schlappe. Dewey, von Jugend auf sehr selbstbewußt und fast etwas arrogant, ließ sich nicht entmutigen.

Nebenbei verstand er sich vorzüglich auf Reklame. Im Herbst 1942 hielt er in einem atemberaubenden Wahlkampf in fünf Tagen neun Reden und schüttelte in 95 Minuten 2805 Frauen die Hände. Diesmal folgte ihm New York und wählte mit ihm zum ersten Male nach 20 Jahren wieder einen Republikaner als Gouverneur. Vier Jahre später wurde er mit überzeugender Mehrheit im Amt bestätigt.

In seiner Amtsführung befließt sich Dewey größter persönlicher Zurückhaltung. Er läßt sich beispielsweise niemals in Ehrenindianer-Kostümen oder anderen in Amerika üblichen Verkleidungen fotografieren. Böse Zungen behaupten allerdings, das habe einen ganz bestimmten, persönlichen Grund: Dewey ist nämlich so klein von Statur, daß er sich auf zwei dicke Telefonbücher setzen muß, wenn er sich hinter seinem Schreibtisch im Capitol von Albany fotografieren läßt.

Leute, die Dewey kennen, nennen ihn kalt, scharfsinnig und überaus ehrgeizig. Seine administrativen Fähigkeiten haben ihm Respekt und Popularität gesichert,

aber persönliche Freunde hat der Mann mit den dicken, schwarzen Augenbrauen fast überhaupt nicht. „Technisch überlegend, aber wo das Gefühl anfangen sollte, fehlt irgendwas“, so drückte es der amerikanische Radiokommentator Paul Porter aus. Aber Porter meint, das sei natürlich absolut kein Grund, warum der verhinderte Opernsänger nicht doch der Star des „Amerikanischen Jahrhunderts“ werden könnte.

Verbündet mit der Müdigkeit

Fanfani braucht keinen Schlaf

Für Italiens Arbeitsminister, Amintore Fanfani waren die Verhandlungen mit den italienischen Postbeamten ganz kleine Fische. Drei Stunden wollten die Postler proteststreiken, um ihrer Forderung auf Lohnerhöhung Nachdruck zu verleihen. Fanfani drückte die Streikdauer mit Leichtigkeit auf eine Stunde herunter. Er war bessere Sachen gewohnt.

Bei der Beilegung des italienischen Ländarbeitsstreiks im Herbst hatte er beispielsweise viel schwereres Geschütz auffahren müssen. Drei Tage und zwei Nächte dauerten die Verhandlungen. In der zweiten Nacht entließ Fanfani um 2 Uhr die Sitzungsteilnehmer für eine Stunde. Er unterhielt sich derweil mit den Journalisten und aß dazu ein Brötchen und ein paar Weintrauben.

Die anderen kehrten angefüllt mit Spaghetti und Frascatiwein und schläfrig zurück. Vier weitere Stunden dauerte die Sitzung. Die streitenden Parteien gingen schlafen, der Minister wie immer vollwach, die anderen gähnend nach dem kurzen Schlaf. Nach zwei letzten Verhandlungsstunden waren die Differenzen beigelegt und Italiens Reisernte gerettet.

Auf dem Heimweg traf der Minister eine Abordnung der Zementarbeiter. Am nächsten Tag würden sie mit dem Streik beginnen, erklärten sie. Fanfani nahm sie mit zurück in sein Arbeitszimmer. „Was, Ihr wollt nur eine Prämie von 1400 Lire? Aber Kinder, ich an Eure Stelle würde mehr verlangen.“ Man einigte sich auf 1850 Lire. Das waren noch immer einige Lire weniger, als die Arbeitgeber dem



„Ihr habt's dringend nötig“
Fanfani ist zu Nachhilfestunden bereit